

»... dass in die Breite hinein bekannt wird, welche Schätze wir in der Staatsbibliothek bewahren ...«

Ein Interview mit Barbara Schneider-Kempf zum Abschied aus dem Amt der Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

Die Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Barbara Schneider-Kempf, trat Ende Juni 2021 in den Ruhestand, nachdem sie seit April 2002 für die Staatsbibliothek tätig gewesen war – zunächst als Ständige Vertreterin des Generaldirektors, anschließend als kommissarische Generaldirektorin und seit Dezember 2003 dann als Generaldirektorin. Vor diesem Hintergrund führte Reinhard Laube am 21. April 2021 das folgende Interview.

Reinhard Laube: *Bei der Vorbereitung auf unser Gespräch erinnerte ich mich daran, dass 2004, als Sie Ihr Generaldirektorat in Berlin begannen, im deutschen Bibliothekswesen eine Diskussion stattfand, nämlich jene um die Umbenennung Der Deutschen Bibliothek in Deutsche Nationalbibliothek. War nicht das »Bibliotheksmagazin«, die gemeinsame Zeitschrift der Bayerischen Staatsbibliothek und der Staatsbibliothek zu Berlin, ein Ergebnis der damaligen Klärungsprozesse?*

Barbara Schneider-Kempf: Da sind die Dinge günstig zusammengekommen. Zunächst wurde damals zwischen den beiden Staatsbibliotheken eine Kooperationsvereinbarung geschlossen ...

... die zugleich eine Selbstverständigung über die Aufgaben national bedeutender Universalbibliotheken im föderal pluralisierten Staatswesen war – im Verbund zwar mit der Deutschen Nationalbibliothek, verknüpft aber auch mit einem politischen Fingerzeig, dass es nicht nur die »eine« deutsche Nationalbibliothek gibt, sondern u. a. auch die zwei großen Staatsbibliotheken, die dies durch ihre Kooperationsvereinbarung unterstreichen ...

... und hieraus erwuchs dann das »Bibliotheksmagazin«! Die Staatsbibliothek hatte bereits eine eigene Zeitschrift gehabt, die »Mitteilungen«, mit der ich aber nicht recht glücklich war: die Hefte waren zu textlastig, ich wünschte mir gerade als studierte Architektin ein stärker illustriertes Magazin. Parallel gab es in München – spiritus rector war wohl Herr Ceynowa – ähnliche Ideen, dem »Bibliotheksforum Bayern« eine Zeitschrift mit einem Magazincharakter an die Seite zu stellen. So fanden sich die Dinge glücklich zusammen.

Vom Zusammenwachsen, der Profilbildung der Häuser und der Katalog- und Bestandsrevision

Mit Rückblick auf die 17-jährige Amtszeit möchte ich Sie zunächst fragen, welchen Herausforderungen Sie sich damals – 2004 – gegenüber sahen und welche Aufgaben diese große Forschungsbibliothek mit ihren nationalen Aufgaben seinerzeit zu bewältigen hatte.

Im Jahr 2004 lag die Wiedervereinigung Deutschlands – und ebenso die Wiedervereinigung der Staatsbibliothek – zwar schon eine Reihe von Jahren hinter uns, aber diese wiedervereinigte Staatsbibliothek setzte sich, dies sollte man nicht ganz vergessen, aus zwei vormals komplett selbständigen und – im besten Sinne – auch selbstbewussten Bibliotheken zusammen. Und es konnte im Jahr 2004 noch keine Rede davon sein, dass die beiden Hälften der Bibliothek mittlerweile nahtlos zusammengewachsen wären. Ich bin insofern froh und dankbar, dass ich nicht bereits unmittelbar in den Jahren nach 1990 in der Staatsbibliothek tätig war, denn nach allem, was ich über jene Jahre gehört habe und wovon ich noch die letzten Ausläufer erlebt habe, waren die ersten Jahre nach dem Fall der Mauer sehr harte Zeiten, verbunden auch mit deutlichen Auseinandersetzungen im Kollegium. Diese Jahre, die mir erspart geblieben sind, hatte ja in erster Linie Richard Landwehrmeyer als damaliger Generaldirektor zu gestalten.

Im Jahr 2004 war die Bibliothek soweit vereint, auch war organisatorisch bereits einiges geschehen, aber in den Köpfen gab es sehr deutlich noch das »Team Potsdamer Straße« und das »Team Unter den Linden«. Ich habe vor einigen Wochen dem »Tagesspiegel« ein Interview gegeben; und die Journalistin, die mich von Anfang an publizistisch ein wenig »begleitet« hat, aber auch eine intensive langjährige Leserin der Staatsbibliothek ist, sagte zu mir: »Aber heute gibt es doch immer noch das »Team Potsdamer Straße«, auch innerhalb der Benutzerinnen- und Benutzerschaft?« – Und da habe ich mir dann erlaubt, sehr deutlich zu sagen: »Nein, das gibt es heute so nicht mehr!«

Die nächste Herausforderung war dann, für die beiden großen Häuser jeweils ein spezifisches Profil zu schaffen, eine fachliche Orientierung zu geben und auch den »legendären« Zeitschnitt kritisch zu überden-

ken. Hier war es nötig, die eine oder andere Korrektur vorzunehmen – und natürlich stand von Anfang an das Thema ›Bau‹ auf der Tagesordnung! Noch während meines Jahres als kommissarische Generaldirektorin hatten wir im Jahr 2003 damit begonnen, die sogenannten ›Büchertürme‹ abzureißen – als Voraussetzung, um einen Bauplatz für den neuen Lesesaal zu schaffen.

Die dritte – und mir wichtigste! – Herausforderung der ersten Jahre war die Katalog- und Bestandsrevision, war doch damals noch der ›Klassiker‹ – »Kriegsverlust möglich« in unseren Katalogen gang und gäbe. Hierum ranken sich manche lustige und auch weniger lustige Geschichten. Lustig waren noch die Fragen der Benutzerinnen- und Benutzerschaft: »welcher Krieg?«, wovon ist hier eigentlich die Rede?«, weniger lustig waren in der Tat die alltäglichen Behinderungen in der Benutzung der Bestände. Hier verdient unbedingt der damalige Stiftungspräsident Klaus-Dieter Lehmann erwähnt zu werden, denn er hat mich, als ich ihm die Revision als mein erstes dringendes Wirkungsfeld vorstellte, enorm bestätigt. Wobei es mit der Bestätigung allein ja nicht getan war, denn die Bibliothek war natürlich auch auf zusätzliche Personalmittel angewiesen. Dieser Rückhalt war für das Projekt sehr wichtig.

Kulturgutentzug und Kulturgutverlust

Sie kommen jetzt bereits darauf zu sprechen, dass diese Bibliothek wie kaum eine andere von den Umbrüchen des 20. Jahrhunderts betroffen war, und darauf, welche Auswirkungen Krieg, Teilung und politischer Einigungsprozess hatten. Inwiefern haben die Themen Kulturgutentzug und Kulturgutverlust Ihre Amtszeit besonders geprägt?

Einmal mehr verdient hier der Name Klaus-Dieter Lehmann erwähnt zu werden, der das Thema »NS-Raubgut« damals auf der Agenda auch der Staatsbibliothek platzierte. Was bei den Museen bereits begonnen worden war, sollte nun auch für die Bibliothek gelten – hier war der spartenübergreifende Charakter der Stiftung Preußischer Kulturbesitz wirklich einmal von Vorteil! Zwar hatten andere Bibliotheken das Thema auch für sich erkannt, aber es brauchte anfangs in der Staatsbibliothek erstaunlich viel Überzeugungsarbeit. Die Recherche nach NS-Raubgut war kein Selbstläufer, was wohl viel damit zu tun hatte, dass damals Bibliothekarinnen und Bibliothekare, und ebenso wohl auch die Museumswelt, gerne behalten wollten, was sie hatten. Die Staatsbibliothek hat dann mehrere große Projekte aufgelegt, sodass wir mit den damals in Sachen Raubgutforschung führenden Bibliotheken, der ÖNB in Wien und der GWLB in Hannover, in einer Reihe agierten. Das Ergebnis unserer Recherchen waren immer wieder einmal – wenn auch quantitativ eher niedrig – Bestände, die infolge der deutsch-deutschen Teilung noch gar nicht in den Blick geraten waren, als Raubgut zu identifizieren und anschließend zu restituieren.

Wie sieht es hinsichtlich des Kulturgutentzugs nach 1945 aus, also in der SBZ und späteren DDR?

Wir haben auch zur Klärung dieser Frage vor einer Weile ein Projekt gestartet, jedoch ist insgesamt noch ein großes Feld zu bestellen. Grundsätzlich – auch wenn dies zunächst verwundern mag, war doch die sog. ›Reichstauschstelle‹ an der Preußischen Staatsbibliothek angesiedelt – zählte die Staatsbibliothek weder während der NS-Zeit noch in den Jahren nach 1945 zu den Hauptabnehmerinnen der Bücher, denn die Bibliothek war so gut ausgestattet, dass sie gar nicht darauf angewiesen war bzw. gar kein Interesse daran besaß, die geraubten Bücher in ihre Bestände zu integrieren.

Wie verhält es sich hinsichtlich der kriegsbedingt verlagerten Bestände? Haben sich in den vergangenen Jahren neue Formen der Kommunikation etabliert, etwa dahingehend, über bestimmte Sammlungen und deren Rückkehr nach Berlin zu verhandeln, während andere Sammlungsteile an ihren Auslagerungsorten verbleiben?

Rückgaben gibt es überhaupt gar keine, zumindest nicht aus Russland und aus Polen. Hingegen hatte ich einige schöne, auch das Herz berührende Erlebnisse, wenn ich in Russland etwas zurückgegeben habe, auch wenn dies nur symbolischen Charakter besaß. Sprechen wir von Polen, so geht es um die seinerzeit kriegsbedingt verlagerten Bestände, die sich heute vor allem in der Jagiellonen-Bibliothek in Krakau befinden. Hier hat es in den vergangenen Jahren mehrere Kooperationsprojekte gegeben, von denen das spektakulärste sicherlich die virtuelle Zusammenführung des kriegsbedingt auf Berlin und Krakau verteilten Nachlasses von Alexander von Humboldt war. Wie sich erst während des Projektverlaufs erwies, ist der Nachlass tatsächlich zu jeweils 50 Prozent auf Berlin und auf Krakau verteilt, mit ganz leichtem ›Vorteil‹ für Berlin ...

Dieses, wie auch andere Kooperationsvorhaben verliefen in einer sehr guten fachlichen Atmosphäre, aber eine solche fachliche und mitunter auch persönliche Beziehung musste zunächst einmal aufgebaut werden, denn anfangs herrschte auf polnischer Seite zwar nicht gerade ein Klima des Misstrauens, aber eine gewisse Reserviertheit musste überwunden werden. In dieser Situation hätte bereits die kleinste Bemerkung von uns über eine mögliche Restitution alles mühsam Aufgebaute sofort wieder zerstört. Es war eine sehr gute Zeit mit vielen Besuchen vor Ort in Krakau.

Ja, und in Sachen Russland konnte durch meine Initiative – gemeinsam mit der leider bereits verstorbenen Generaldirektorin der M.I. Rudomino Allrussischen Staatlichen Bibliothek für Ausländische Literatur in Moskau, Ekaterina Genieva, der Deutsch-Russische Bibliotheksdialog (DRBD), der zwar gewisse Vorläufer hatte, dann aber jahrelang unterbrochen war, sehr gut installiert werden. Hier ist die Rückgabe ebenso wenig ein Thema wie in Polen, wobei die deutsch-russischen

Projekte schwergängiger, weil mühsamer sind. Das soll nun nicht heißen, dass überhaupt nichts geht! Und die Treffen des DRBD, die alle zwei Jahre alternierend in Deutschland und in Russland stattfinden, sind schon sehr interessant, vielfältig und bereichernd – dennoch muss man sich auch immer wieder die Frage nach dem Nutzen, nach praktischen Ergebnissen stellen. Dem DRBD geht es darum, überhaupt im Gespräch zu bleiben, gar nicht an Rückgaben zu denken, sondern darum, die Nachweissituation der verlagerten Bücher zu verbessern und Sammlungen virtuell wieder zusammenzuführen.

Ist denn die Rückkehr der sog. Berlinka überhaupt noch ein Thema? Die Sammlung Berlinka in Polen war ja durchaus Teil der öffentlichen Diskussion, doch haben Sie das Thema in Ihrer Amtszeit ja ganz anders behandelt, indem Sie neue, innovativ zukunftsweisende Formen der Kommunikation und Kooperation initiiert haben – die politische Frage blieb latent.

Da wäre zunächst zu klären, wie sich die ›politische Frage‹ definiert. Es gab einmal Zeiten – nach ihrer Rückkehr sieht es derzeit überhaupt nicht aus – in denen tatsächlich überlegt wurde, durch den Austausch der jeweiligen Bestände Geteiltes wieder zusammenzuführen. Wir haben ja beispielsweise bei den Musikhandschriften die kuriose Situation, dass die Handschriften auch der bedeutendsten Werke auf mehrere buchbinderische Einheiten verteilt sind, die sich teils in Berlin, teils in Krakau befinden. So hätte man sämtliche Handschriften eines Werkes an einem Ort zusammengeführt, wodurch niemandem etwas ›weggenommen‹ worden wäre, aber die materiale Einheit des Werkes wiederhergestellt worden wäre.

Haben denn solche Aushandlungsprozesse wie der gerade von Ihnen Geschilderte dazu geführt, dass anhand dieses Beispiels neu über Besitz und Eigentum nachgedacht wurde?

Nein, leider nicht. Das Beispiel des deutsch-polnischen Austausches von Werkteilen zu ihrer Kompletierung habe ich erläutert, weil mir der Gedanke so gut gefällt – aber es ist ja nie zu einem solchen Austausch gekommen. Und es hat auch keinen Sinn auszublenden, dass die politische Situation in Polen seit einigen Jahren so ist, dass ohnehin noch weniger denkbar und möglich erscheint als früher einmal. Nichtsdestotrotz sind wir in der Zusammenarbeit mit Krakau nie in unserer fachlichen Arbeit behindert worden, wenngleich mein Krakauer Kollege, Zdzisław Pietrzyk, der Direktor der Jagiellonen-Bibliothek, mir zu verstehen gegeben hat, dass die Zusammenarbeit mit Berlin auf der politischen Ebene in Polen nicht eben mit Freude begrüßt worden ist. Wenn die gemeinsamen Projekte nicht sämtlich von deutscher Seite aus finanziert worden wären, wer weiß ...

Wie steht es um Klärungsprozesse zu Beutegut und Eigentumsansprüche von Erben, deren Sammlungen als Beutegut in die UdSSR verbracht worden waren?

Das ist nur sehr vereinzelt mal zu einem Thema geworden. Aber es ist mir wichtig, auch in diesem Zusammenhang den Deutsch-Russischen Bibliotheksdialog als zentrales Verständigungsmedium zu betonen, um auch zukünftig auf die Tagesordnung gelangende Fragen fachlich bilateral erörtern zu können.

Strategische Entscheidungen: vom Erwerbungsprofil zum Strategieprogramm »2015–2020«

Sie haben eingangs von den Herausforderungen der ersten Jahre nach 2004 berichtet; Jahre, in denen Sie sehr rasch in die Situation gekommen waren, Prioritäten zu setzen und in denen Sie damit konfrontiert wurden, strategische Entscheidungen zu fällen, um beispielsweise eine leistungsfähige IT-Abteilung aufbauen zu können. Trotzdem war es dann ja noch einmal ein längerer Weg von diesen ersten Wegmarken hin zur Entwicklung eines umfassenden strategischen Konzepts ...

Sehr richtig, die weitreichende Strategieentwicklung stand nicht am Anfang. Zunächst ging es ja um die Profilschärfung jedes der beiden Häuser wie auch um – teilweise größere – organisatorische Veränderungen. Erwähnt sei etwa, die Abteilung für Historische Drucke im Haus Unter den Linden in ihrem Verhältnis zu den Wissenschaftlichen Diensten im Haus Potsdamer Straße: Hier galt es, die zahlreichen Parallelstrukturen zu beseitigen und die Kleinteiligkeit der Arbeit aufzulösen. Diese administrativen Dinge ließen sich von der konzeptionellen Profilentwicklung gar nicht mehr trennen, denn beide Vorhaben verfolgten ein und dieselbe Zielrichtung. Der Prozess war sehr schmerzhaft und mit viel Blut und Tränen verbunden, namentlich natürlich für jene Abteilung Historische Drucke, die in der Folge nun Personal und Zuständigkeit abgab. Aus einer Hauptabteilung für Historische Drucke wurde nun eine Sonderabteilung mit einem ganz klaren Aufgabenprofil – diese neuen Strukturen stellten in meinen Augen für die Effizienz der häuserübergreifenden Arbeit einen großen Gewinn dar. Ich habe allerdings Verständnis dafür, dass die Abteilung wie auch ihre Leiterin diesen Gewinn über viele Jahre hinweg nicht in seiner ganzen Dimension erkannt haben.

Wichtig war damals auch die Schärfung unseres Erwerbungsprofils. Unser Erwerbungshaushalt war in jenen Jahren allenfalls noch ausreichend zu nennen. Irgendwann war er nicht einmal mehr ausreichend, aber über einige Jahre hinweg ließ sich das Erwerbungs-niveau erst halten und dann auch steigern, weil wir uns sehr weitgehend aus der Erwerbung der STM-Disziplinen zurückgezogen haben. Das großartige Ergebnis war, dass wir nun durch den Verzicht auf die teuren Naturwissenschaften verstärkt Geld für die anderen, die Kern-fächer, ausgeben konnten. Aber die Sache hatte auch

noch einen anderen Hintergrund: Bibliothekarisch sozialisiert wurde ich in Hannover in der TIB; und somit hatte sich in meine bibliothekarische DNA das Prinzip der fachlichen Spezialisierung eingebrannt. Zumal vor dem Hintergrund, dass die Berliner Staatsbibliothek nie eine Bibliothek gewesen war, die hinsichtlich der Dichte ihrer Sammlungen in der Technik oder den STM-Fächern auf Augenhöhe mit einschlägigen Spezialbibliotheken gewesen wäre. In Hannover aber wurde nicht nur viel Geld in die STM-Disziplinen investiert, sondern es war auch ein Service mit diesen Beständen verbunden – und den gab es hier in Berlin nicht. Auch die Zielgruppe wurde von der Staatsbibliothek überhaupt nicht angesprochen! Vielmehr gibt es ja in Berlin eine Technische Universität, deren UB die Versorgung mit STM-Literatur übernommen hat und bis heute übernimmt – analog zu Hannover, wo das Zusammenspiel der Universität mit der Schwerpunktbibliothek für mich wirklich vorbildlich funktionierte. Aus dieser Erfahrung erwuchs mein starker innerer Wunsch, auch in dieser zentralen Erwerbsfrage zu einem Profil zu finden: Geisteswissenschaften ja, STM nein!

Was in meinen Augen eine sehr moderne Entscheidung war, denn die Staatsbibliothek reagierte nicht nur auf die Ausdifferenzierung der modernen Wissenschaften, sondern machte sich auch ehrlich, hätte sie doch den vormaligen Anspruch auf Universalität nur unter Preisgabe eines hohen Spezialisierungsniveaus noch halbwegs aufrechterhalten können. – Wie aber kam es nun zu der Entscheidung, eine Fünf-Jahres-Strategie aufzulegen?

Auslöser war damals der dann doch irgendwann nicht mehr ausreichende Erwerbungsetat. Es herrschte nach einer umfassenden Aufgabenkritik große Einigkeit im Haus dahingehend, eine Reihe von freiwerdenden Stellen nicht wieder zu besetzen, um das so gewonnene Geld in den Erwerbungshaushalt fließen zu lassen. Hierzu ist es dann bedauerlicherweise nicht gekommen, was in der Staatsbibliothek ein gewisses Gefühl der Demoralisierung hervorrief. Der Erwerbungsetat entsprach wirklich nicht mehr dem Anspruch an eine Staatsbibliothek zu Berlin; doch wie uns die so nötigen zusätzlichen Erwerbsmittel zufließen sollten, wussten wir leider nicht (irgendwann flossen die Mittel dann ja bekanntlich, aber das konnte seinerzeit noch niemand absehen). Und in solch einer Situation findet man dann ziemlich rasch zu der Entscheidung einer klaren strategischen Ausrichtung, um zu prüfen, was man will und was man kann – und was man *nicht* will und *nicht* kann. Im gesamten Haus herrschte ein starker Wunsch nach gründlicher Analyse.

Bestandserhaltung – von der »Allianz« zur KEK

Also eine strategische Selbstvergewisserung zur Zukunftssicherung! – und dieser Prozess, der für Ihre ausgehen-

de Amtszeit ja ganz zentral war, mündete dann in das Programm »2015–2020« mit seinen fünf strategischen Handlungsfeldern, die wir ein wenig genauer betrachten wollen. Das Handlungsfeld »Sammeln und Bewahren« umfasst nicht nur die Übernahme der Verantwortung für große Bestandserhaltungsvorhaben, sondern auch die Gestaltung der kulturellen Überlieferung. Die Bestandserhaltung war Ihnen nicht allein für die Staatsbibliothek, sondern auch auf nationaler Ebene ein wichtiges Anliegen, denken wir an die »Allianz für Bestandserhaltung« und auch an die Gründung der KEK.

Bei manchen Dingen habe ich in der Staatsbibliothek wirklich bei Null angefangen, bei der Bestandserhaltung auf nationaler Ebene hingegen nicht, da mein Vor-Vorgänger im Amt, Antonius Jammers, die »Allianz« damals mitgegründet hatte und die Staatsbibliothek somit von Anfang an Teil der »Allianz« war. Die Dynamik, mit der sich die KEK bildete, ist dem Umstand zu verdanken, dass eine glückliche Konstellation und stetes Bemühen miteinander verschmolzen. Thomas Bürger, von Archivseite Bernd Kappelhoff, Michael Knoche und ich hatten ein politisches Memorandum zur Zukunft der Bestandserhaltung verfasst und bemüht uns um einen Termin beim Bundespräsidenten, um ihm den Inhalt des Papiers zu erläutern – was trotz intensiver Bemühungen, gerade auf Seiten von Herrn Knoche, nicht gelang. Der Termin kam erst zustande – innerhalb von 14 Tagen! –, nachdem das Stadtarchiv in Köln eingestürzt war, so dass ausgerechnet dieses Unglück dazu führte, dass wir in unserer Argumentation vorankamen. Und dann hat der damalige Kulturstatsminister Bernd Neumann, dem ich dafür sehr herzlich danken möchte, sich der Bestandserhaltungsfrage angenommen, und hat seine Stellvertreterin Ingeborg Berggreen-Merkel, Isabel Pfeiffer-Poensgen, damals Generalsekretärin der Kulturstiftung der Länder, und mich eingesetzt, das Konzept der KEK zu entwickeln und zu formulieren.

Welche Bedeutung hatten die nationalen Katastrophen – Weimar 2004 und 2009 Köln –, welche Bedeutung haben Katastrophen grundsätzlich, um dieses strategische Handlungsfeld in seiner Bedeutung auch politisch abzusichern?

Es soll bitte nicht zynisch klingen, aber es bedurfte beider Katastrophen. Der Brand von Weimar hat, für mich damals überraschend, so viele Menschen, die Bibliotheken kaum kennen und Bibliotheken niemals aktiv nutzen, ins Herz getroffen. Trotzdem gerät das Thema alsbald auch wieder in Vergessenheit, weshalb es uns damals ja, trotz spezieller Verbindungen von Herrn Knoche ins Bundespräsidialamt, zunächst nicht gelang, einen Termin zu erhalten. In Köln wiederholte sich die Reaktion: Breite Bevölkerungsschichten, die im Leben noch kein Archiv betreten hatten, waren zutiefst bestürzt – was uns beweist: wenn die schriftliche Überlieferung bedroht ist, gewinnt das Thema der Bestands-

erhaltung augenblicklich Aufmerksamkeit – nicht zuletzt dann auch in der Politik.

Sichern, erhalten, vermitteln

Im Moment des Verlustes wird die Notwendigkeit einer Sicherung des schriftlichen Kulturguts sichtbar und politisch kommunizierbar – was mich zum UNESCO-Weltdokumentenerbe »Memory of the World« führt, innerhalb dessen die von der UNESCO nominierten Gedächtniseinrichtungen ja in ganz besonderer Weise die Verpflichtung übernehmen, herausragende Objekte für das Menschheitsgedächtnis zu sichern, zu erhalten und zu vermitteln.

Die Handschrift von Beethovens Neunter Sinfonie zählte ja schon zum »MoW«, als ich ins Amt kam, aber ich hatte beträchtlichen Ehrgeiz, dieser Prämierung weitere hinzuzufügen, was uns dann ja mit Bachs Handschrift der »h-Moll-Messe«, dem Thesendruck Luthers und dem Handexemplar Luthers seiner Hebräischen Bibelausgabe auch gelungen ist. Besonders reizvoll am »MoW«-Programm der UNESCO war für mich aber vor allem seine Öffentlichkeitswirksamkeit – eine Herausforderung, die mich all die Jahre über umgetrieben hat. Wiewohl ich gerne in dieser Richtung noch mehr erreicht hätte, ist doch mancher Erfolg erzielt worden: dahingehend, dass in die Breite hinein bekannt wird, welche Schätze wir in der Staatsbibliothek bewahren. Ich habe mir immer gewünscht, dass denjenigen, die wissen, dass die Nofretete Teil des Neuen Museums ist, auch bewusst ist, dass Beethovens »Neunte« Unter den Linden in der Staatsbibliothek beheimatet ist. Im vergangenen Jahr machte uns dann leider die Pandemie einen Strich durch die Rechnung, als wir mit unserer großen Beethoven-Ausstellung in Sachen Breitenbewusstsein so richtig auftrumpfen wollten – schade!

Und ohne die anderen Sammlungen der Staatsbibliothek in den Hintergrund schieben zu wollen: es sind vor allem die Musikhandschriften, mit deren Aura man das Publikum erreicht. Ich habe das bei unzähligen Reden, Führungen und Bestandspräsentation immer wieder erlebt: Wenn man den Gästen erzählt, dass sich mehr als 80 Prozent der überlieferten Handschriften Bachs in der Staatsbibliothek befinden, wandelt sich die vorherige Unkenntnis zu einem Glanz in den Augen. Mit den Musikhandschriften erreicht man die Leute! Natürlich nicht alle, aber diejenigen, die im Rahmen etwa einer Führung ohnehin in der Staatsbibliothek angelangt sind, sind immer wieder überrascht, dass die meisten Bach-Handschriften nicht in Leipzig und die meisten Beethoven-Handschriften nicht in Bonn ansässig sind! Diesen Effekt kann man gar nicht hoch genug einschätzen.

Bauen und gestalten

Kommen wir zum Handlungsfeld »Bauen und Gestalten«, für eine studierte Architektin ein absolut einschlägiges Sujet, das sicherlich für Sie auch mit hoher Emotio-

nalität verbunden war – »Bauen und Gestalten« ist aber selbstredend auch ein Zentralthema, wenn die Bibliothek als Ort der Gesellschaft profiliert werden soll.

Die Weichen für Generalsanierung und Neubau des Hauses Unter den Linden waren bei meinem Amtsantritt ja schon seit einigen Jahren gestellt. Ich bin bis heute dankbar für diesen Entwurf, nicht zuletzt, weil ich aufgrund meines Architekturstudiums in diesen Dingen schon einen Hintergrund besitze, über den andere nicht unbedingt verfügen. Und eben aufgrund dieses Hintergrundes habe ich auch zunächst einmal viel Vertrauen zu dem, was die Architekten vorschlugen und näherte mich den Ideen nicht, wie ich es bei bibliothekarischen Kolleginnen und Kollegen immer wieder einmal erfahren habe, mit einer Grundstimmung des Misstrauens. Einem renommierten Architekten wie HG Merz, der die Bauaufgabe auch intellektuell durchdrungen hat, habe ich erst einmal größtes Vertrauen entgegengebracht – und bin auch nicht enttäuscht worden! Es gibt natürlich ein paar Aspekte, mit denen ich nicht ganz glücklich bin, aber dies sind Ausstattungsfragen wie etwa der Teppichboden, der sich leider viel zu rasch abnutzt. Mit einem solchen Partner – und zwischen der Bibliothek und HG Merz als Architekten herrschte wirklich ein partnerschaftliches Verhältnis – können Sie dann auch gestalten, um auf das Thema des Handlungsfeldes zurückzukommen. Es gelang uns, in den Bauprozess die neuen Nutzungsformen des Lesesaals – Coworking Space, der Lesesaal als »Arbeitsplatz«, ganz losgelöst von den Beständen der Bibliothek – einzubringen und die Umsetzung der neuen Theorien mit der Architektur gut zu verbinden.

Lesesaal-Konzepte für die Profilierung der Standorte

A propos Lesesäle: welche Bedeutung haben die Lesesaal-Konzepte für die Profilierung der Standorte Unter den Linden und Potsdamer Straße beziehungsweise für die Bibliothek als Ganzes? Nachdem das Großvorhaben Unter den Linden nun abgeschlossen ist, steht die Generalsanierung des Hauses Potsdamer Straße bevor. Die Diskussionen hierüber müssen Sie nun nicht mehr führen, aber Sie haben sie natürlich noch angeschoben.

Bei den Lesesälen müssen wir im Haus Unter den Linden unterscheiden zwischen dem Allgemeinen Lesesaal und den Sonderlesesälen für die Spezialsammlungen. Hier möchten die Kolleginnen und Kollegen aus den Sonderabteilungen schon gerne ausschließlich ihre fachliche Klientel arbeiten sehen und nicht Menschen, die einfach nur an einem Arbeitsplatz interessiert sind – wobei ich skeptisch bin, ob diese Auffassung auf Dauer durchzuhalten sein wird. Ansonsten gibt es zwischen den beiden Allgemeinen Lesesälen gar keine Unterschiede mehr. Dem Haus Unter den Linden direkt benachbart ist die Humboldt-Universität zu Berlin, sodass der Lesesaal stark von HU-Studierenden frequentiert wird; und in der Potsdamer Straße ist es sowieso der Lese-

saal – die ›Leselandschaft! – die seit jeher fasziniert. Es handelt sich um komplett identische Nutzerinnen und Nutzer, um zwei gleichberechtigte Orte – und Lebensräume – für die bürgerliche und die wissenschaftliche Öffentlichkeit. Und ich wage somit auch die Prognose, dass die strikte Nutzungsform der Sonderlesesäle im Haus Unter den Linden ausschließlich für Fachpublikum auf die Dauer keinen Bestand haben wird und man auch in dieser Hinsicht ›freier‹ verfahren wird.

Im Haus Potsdamer Straße werden wir, wenn die Generalsanierung Mitte der dreißiger Jahre abgeschlossen sein wird, eine in dieser Hinsicht weiterentwickelte Situation vorfinden. Das Foyer wird dann völlig von seinen bibliothekarischen Funktionen befreit sein, die es u. a. mit der Leihstelle derzeit noch wahrnimmt. Die Bibliothek wird sich dann im Foyer einladend in die Stadtgesellschaft hinein öffnen, da sich Bibliothekarisches und Nichtbibliothekarisches nicht länger gegenseitig stören. Denn bislang war es so, dass sich jedes Mal, wenn wir im Foyer auch nur eine kurze Rede halten wollten, aufgrund der offenen Akustik des Hauses augenblicklich Protest erhob.

Das Bibliotheksmuseum Unter den Linden

Was beabsichtigen Sie mit dem Bibliotheksmuseum im Haus Unter den Linden, welche Funktion soll die wunderbare Schatzkammer zur Bibliotheksgeschichte wahrnehmen?

Das Museum eröffnet uns – im Zusammenhang mit der Generalsanierung und dem Neubau des Hauses – die großartige Chance, unsere eigene Geschichte und die unserer Sammlungen zu erläutern und zu präsentieren. Ich knüpfe da an mein Credo an: wir werden auch das Museum nutzen, um noch besser zu vermitteln, wer wir sind und was wir besitzen. Die drei Segmente des Museums – die Dauerausstellung, der Wechselausstellungsbe- reich und die Schatzkammer – machen mich hoffnungsvoll, dass es gelingen wird, Besucherinnen und Besucher auf der Straße Unter den Linden in unser Haus zu locken, um anschaulich von unserer Geschichte und unseren Schätzen zu erzählen!

Evaluierung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz durch den Wissenschaftsrat

Unter großer öffentlicher Aufmerksamkeit wurde die Stiftung Preußischer Kulturbesitz im vergangenen Jahr durch den Wissenschaftsrat evaluiert – was wären Ihre Wünsche, welche Konsequenzen sollten nach Ihrer Auffassung aus den Empfehlungen des Wissenschaftsrates für die Zukunft der Staatsbibliothek erwachsen?

Die Empfehlungen des Wissenschaftsrates wurden häufig als »Zerschlagung« der Stiftung Preußischer Kulturbesitz bezeichnet, vermutlich weil dieser Terminus so spektakulär und polemisch klingt. Ziel der Empfehlungen war in meinen Augen vielmehr aber eine Separierung der verschiedenen Stiftungseinrichtungen, was ich

auch unvermindert als einen guten Weg für die Staatsbibliothek erachten würde. Ich bin aber auch realistisch genug zu erkennen, dass dieses Ziel aus politischen Gründen höchstwahrscheinlich nicht umzusetzen sein wird, sondern der Stiftungsverbund erhalten bleiben wird, dann jedoch mit klaren Grenzen hinsichtlich der Selbständigkeit der Staatsbibliothek.

Gremienarbeit im sozialen Umfeld der Bibliothek

Welche Bedeutung besaß die Gremienarbeit für Sie, gerade auch hinsichtlich der Wahrnehmung nationaler Aufgaben durch die SBB, nicht weniger aber auch hinsichtlich Ihres Selbstverständnisses als Akteurin im sozialen Umfeld der Bibliothek, in der Zivilgesellschaft?

Die Gremienarbeit begann für mich, kaum dass ich in Hannover als Fachreferentin für Architektur und Bauingenieurwesen begonnen hatte und mich in der Baukommission des Deutschen Bibliotheksinstituts wiederfand, deren Vorsitzende ich dann von 1991 bis 1996 auch war. Ein schönes Amt, durch das ich auch ein wenig Verbindung zum architektonischen Studium aufrechterhielt! Die maximal mögliche Anzahl von Jahren war ich dann Mitglied auch im Bibliotheksausschuss der DFG, am Ende auch Vorsitzende des Ausschusses: ein Amt, aus dem ich keine unmittelbaren Funken für meine Tätigkeit als Gründungsdirektorin der UB Potsdam schlagen konnte, das für mich aber allein durch die vielen Kontakte in die Welt der Forschung sehr wichtig war und meine Wahrnehmung der wissenschaftlichen Welt sehr positiv geprägt hat. Mehr und mehr habe ich mich dann aber auch außerhalb des rein bibliothekarischen Spektrums engagiert. Ich bin Mitglied etwa im Kuratorium der Berliner Bürgerstiftung, bin – was angesichts der Bach-Handschriften nahelag! – Präsidentin der Brandenburgischen Bach-Gesellschaft – und vor anderthalb Jahren ist mir das große Glück widerfahren, dass ich gefragt wurde, ob ich das besonders schöne Ehrenamt der Vorsitzenden der »Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten e.V.« übernehmen wolle. Diese Tätigkeit möchte ich wirklich als ein Geschenk ansehen, denn die Verbindungen zwischen meiner Tätigkeit als Generaldirektorin der SBB und derjenigen als Vorsitzender eines großen und bedeutenden kulturellen Fördervereins sind so ungemein vielfältig, dass ich, nachdem ich dieses Amt zunächst ja parallel zu meiner bibliothekarischen Arbeit ausgeübt habe, wirklich überzeugt bin, hier auch in der Zukunft am richtigen Platz wirksam werden zu können.

Was machen Frauen anders als Männer?

Bis vor Kurzem wusste das deutschsprachige Bibliothekswesen von nicht weniger als vier Frauen, die den Titel einer »Generaldirektorin« trugen: Frau Lux, Frau Rachinger, Frau Niggemann und Sie. Wenn Sie nun in den Ruhestand treten, bleibt von diesem Quartett allein noch Frau Rachinger übrig, weshalb sich die Frage stellt: Was

machen, vor dem Hintergrund Ihrer Berufserfahrung, in diesen Spitzenämtern Frauen anders als Männer?

Ich kann nicht für die Kolleginnen sprechen, aber ich hoffe, Folgendes auch für mich persönlich in Anspruch nehmen zu dürfen: Frauen hören besser zu! Und sie nehmen sich für das Zuhören auch mehr Zeit. Ich reagiere insofern auch empfindlich, wenn ich im Gespräch mit Männern – und mitunter auch mit Frauen – das Gegenteil erleben muss.

Gebt damit eine besondere Form von Pragmatismus einher?

Unbedingt. Wobei der »Pragmatismus« ja auch die unfreundliche Konnotation kennt: »pragmatisch, ja, aber ohne eigene Ideen ...!« – Statt von Pragmatismus als einer meiner Kerneigenschaften würde ich lieber auf eine Formulierung zurückgreifen, die im Jahr 2002 anlässlich meiner Verabschiedung von der UB Potsdam in einer Rede fiel. Da hieß es nämlich, wie ich meine, sehr treffend, ich besäße »den Sinn für das Machbare« ...!

Höhepunkte der Tätigkeit

Was wird Ihnen, auf Ihre lange Amtszeit zurückdenkend, als Höhepunkt Ihrer Tätigkeit im Gedächtnis bleiben?

Zwei bedeutende Erwerbungen! Zum einen hatten wir das große Glück, dass uns die Handschrift einer Kantate von Johann Sebastian Bach angeboten wurde. Und das nächste große Glück war eine Sonderzuweisung der Staatsministerin Grütters genau in jenen Wochen, die es uns ermöglichte, ohne zeitraubende Einschaltung von Drittmittelgebern einfach: zu bezahlen! Wir brauchten also keine Sorge zu haben, dass die Handschrift am Ende nach Übersee in eine Privatsammlung übergeht. Wir hatten eine große und seltene Erwerbungschance – und konnten sie nutzen. – Das zweite Highlight ist der Ankauf der sogenannten »Prinzessinnenbibliothek«. Gemeinsam mit der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten haben wir die Privatbibliotheken dreier Frauen, dreier adliger Damen, erworben: der Mutter, der Schwester und der Tante Friedrichs des Großen – eine für mich wirklich in jeder Hinsicht ergreifende Erwerbung!

Herzlichen Dank für unser Gespräch und alles erdenklich Gute für Ihren neuen Lebensabschnitt!

Interviewpartner*innen



Dr. h.c. (NUACA) Barbara Schneider-Kempf,
Generaldirektorin, Staatsbibliothek zu Berlin –
Preußischer Kulturbesitz, Potsdamer Straße 33,
10785 Berlin, Telefon +49 30 266 43 1301,
barbara.schneider-kempf@sbb.spk-berlin.de
Foto: Hagen Immel / SBB-PK



Dr. Reinhard Laube, Direktor,
Herzogin Anna Amalia Bibliothek,
Klassik Stiftung Weimar, Burgplatz 4,
99423 Weimar, Telefon +49 3643 545-200,
Reinhard.Laube@klassik-stiftung.de
Foto: Heike Werner